

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Volume 14, 1928

"Über Charakteranalyse" by Wilhelm Reich
p. 180 - 196

Referat.

Falke, Konrad : "Machtwille und Menschen-
würde" - by Wilhelm Reich p. 257

Häberlin, Paul: "Über die Ehe": by
Wilhelm Reich, pp. 532 - 533.

Van de Velde: "Die Abneigung in der Ehe."
von Wilhelm Reich.
pp. 534 - 536

Über Charakteranalyse¹

Von
Wilhelm Reich
Wien

I

Unsere Patienten sind selten von vornherein analysefähig, die wenigsten sind geneigt, die Grundregel zu befolgen und sich dem Analytiker völlig zu eröffnen. Abgesehen davon, daß sie ihm als einem Fremden nicht sofort das nötige Vertrauen entgegenbringen können, haben jahrelange Krankheit, dauernde Beeinflussung durch ein neurotisches Milieu, schlechte Erfahrungen mit den Nervenärzten, kurz, die gesamte sekundäre Verzerrung des Ichs eine Situation geschaffen, die der Analyse entgegentritt. Die Beseitigung dieser Schwierigkeit wird eine Vorbedingung der Analyse und ginge wohl leicht vonstatten, wenn sie nicht unterstützt würde durch die Eigenart, wir dürfen ruhig sagen: den Charakter des Kranken, der selbst zur Neurose gehört und sich auf neurotischer Basis entwickelt hat. Es gibt nun prinzipiell zwei Wege, diesen Schwierigkeiten, insbesondere der Auflehnung gegen die Grundregel, beizukommen. Der eine, wie mir scheint gewöhnlich geübte, ist die direkte Erziehung zur Analyse durch Belehrung, Beruhigung, Aufforderung, Ermahnung, Zureden und ähnliches mehr. In diesem Falle trachtet man durch Herstellung einer entsprechenden positiven Übertragung den Patienten im Sinne der analytischen Aufrichtigkeit zu beeinflussen. Gehäufte Erfahrungen haben aber gelehrt, daß dieser erzieherische oder aktive Weg sehr unsicher ist, von unbeherrschbaren Zufälligkeiten abhängt und der sicheren Basis der analytischen Klarheit entbehrt; man ist allzusehr den Schwankungen der Übertragung ausgesetzt und bewegt sich mit seinen Versuchen, den Patienten analysefähig zu machen, auf unsicherem Terrain.

¹) Nach einem Vortrag am X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Innsbruck im September 1927. (Diese Arbeit ist ein Auszug aus einer in Vorbereitung begriffenen Broschüre über Charakteranalyse, die die theoretischen Grundlagen der Technik der Charakteranalyse ausführlich behandelt.)

Der andere Weg ist umständlicher, derzeit auch noch nicht bei allen Patienten gangbar, aber weitaus sicherer; er besteht darin, daß man versucht, die erzieherischen Maßnahmen durch analytische Deutungen zu ersetzen. Das ist ja gewiß nicht immer möglich, bleibt aber das ideale Ziel der analytischen Bemühungen. Statt also den Patienten durch Zureden, Ratschläge, Übertragungsmanöver usw. zur Analyse zu bringen, wird in mehr passiver Haltung das Hauptaugenmerk der Frage zugewendet, welchen aktuellen Sinn das Benehmen des Kranken hat, warum er zweifelt, zu spät kommt, hochtrabend oder verworren spricht, nur jeden dritten Gedanken mitteilt, die Analyse kritisiert oder ungewöhnlich viel und tiefes Material bringt. Man kann also etwa einen narzißtischen, hochtrabend in *terminis technicis* sprechenden Patienten entweder zu überzeugen versuchen, daß sein Gehaben der Analyse schädlich sei und er besser daran täte, es sich abzugewöhnen, keine *termina* zu gebrauchen, seine Abgeschlossenheit aufzugeben, weil sie der Analyse im Wege stehe; oder man verzichtet auf jede Überredung und wartet, bis man versteht, warum sich der Patient so und nicht anders benimmt. Man wird dann vielleicht erraten, daß er ein Minderwertigkeitsgefühl vor dem Analytiker auf diese Weise kompensiert, und ihn durch konsequente Deutung des Sinnes dieses Verhaltens beeinflussen. Die zweite Maßnahme entspricht im Gegensatz zur ersten ganz dem analytischen Prinzip.

Aus diesem Bestreben, womöglich alle durch die Eigenart des Patienten notwendig werdenden erzieherischen oder sonstigen aktiven Maßnahmen durch reine analytische Deutung zu ersetzen, ergab sich ungesucht und unerwartet ein Weg zur Analyse des Charakters.

Die Grundlage der Charakteranalyse war gegeben, als Freud die bekannte kardinale Änderung der analytischen Technik vornahm, indem er an Stelle der bis dahin geübten unvorbereiteten Deutung des Symptom-sinnes die Beseitigung der Widerstände zur analytischen Hauptaufgabe machte. Jene Technik wird heute nur noch von Stekel und seinen Anhängern ausgeübt. Die Technik der Widerstandsanalyse in der heute so weit entwickelten Form verdient die Bezeichnung Charakteranalyse bereits mit vollem Recht. Warum aber dann diese neue Bezeichnung, wenn uns die andere: „Widerstandsanalyse“ gewohnter ist? Dieser Einwand verdiente sehr, beachtet zu werden, wenn uns nicht ein besonderer Umstand zwänge, für die Bezeichnung „Charakteranalyse“ einzutreten.

Gewisse klinische Rücksichten nötigen uns, unter den Widerständen, denen wir bei der Behandlung unserer Kranken begegnen, eine besondere Gruppe als „Charakterwiderstände“ zu unterscheiden. Sie

erhalten ihr besonderes Gepräge nicht durch ihren Inhalt, sondern von der spezifischen Wesensart des Analysierten. Der Zwangscharakter entwickelt formal spezifisch andere Widerstände als der hysterische Charakter, dieser wieder andere als der genital-narzißtische, triebhafte oder neurasthenische Charakter. Die Form der Reaktionen des Ichs, die je nach dem Charakter bei gleichbleibenden Erlebnisinhalten verschieden ist, läßt sich ebenso auf kindliche Erlebnisse zurückführen wie der Inhalt der Symptome und Phantasien.

II

Woher stammen die Charakterwiderstände?

In jüngster Zeit hat sich Glover um die Unterscheidung von Charakterneurosen und Symptomneurosen bemüht. Auch Alexander operiert auf der Basis dieser Unterscheidung; ich bin ihr in früheren Arbeiten gefolgt, aber beim genauen Vergleich der Fälle ergab sich, daß diese Unterscheidung nur insofern Sinn hat, als es Neurosen mit umschriebenen Symptomen und Neurosen ohne solche gibt: jene wurden dann „Symptomneurosen“, diese „Charakterneurosen“ genannt; bei jenen fallen begreiflicherweise die Symptome mehr auf, bei diesen die neurotischen Charakterzüge. Aber gibt es denn Symptome ohne eine neurotische Reaktionsbasis, mit anderen Worten, ohne einen neurotischen Charakter? Der Unterschied zwischen den Charakter- und den Symptomneurosen ist nur der, daß bei diesen der neurotische Charakter auch noch Symptome produzierte, sich sozusagen in solchen konzentriert hat. Daß der neurotische Charakter das eine Mal in umschriebenen Symptomen exazerbiert, das andere Mal andere Wege zur Entlastung von der Libidostauung findet, bedarf noch eingehender Untersuchung. Erkennt man aber den Tatbestand an, daß die Grundlage der Symptomneurose immer ein neurotischer Charakter bildet, so ist auch klar, daß wir in jeder Analyse mit charakterneurotischen Widerständen zu tun haben; die einzelnen Analysen werden sich nur durch die verschiedene Bedeutung unterscheiden, die man der Charakteranalyse im Einzelfalle beimessen muß. Ein Rückblick auf die analytischen Erfahrungen warnt aber davor, diese Bedeutung in irgend einem Falle zu unterschätzen.

Vom Standpunkt der Charakteranalyse verliert die Unterscheidung von Neurosen, die chronisch sind, das heißt seit der Kindheit bestehen, und solchen, die akut sind, also spät auftraten, jede Bedeutung; denn es ist nicht so bedeutungsvoll, ob die Symptome früh oder spät aufgetreten sind, als daß der neurotische Charakter, die Reaktionsbasis für die Symptom-

neurose, sich wenigstens in den Grundzügen bereits mit dem Abschluß der Ödipusphase gebildet hat. Ich erinnere bloß an die klinische Erfahrung, daß sich die Grenze, die der Patient zwischen Gesundheit und Krankheitsausbruch zieht, in der Analyse stets verwischt.

Da uns die Symptombildung als deskriptives Unterscheidungsmerkmal im Stiche läßt, müssen wir uns nach anderen umsehen. Als solche kommen in erster Linie die Krankheitseinsicht und die Rationalisierungen in Betracht.

Fehlende Krankheitseinsicht ist zwar kein absolut verlässliches, aber doch ein wesentliches Zeichen der Charakterneurose. Das neurotische Symptom wird als Fremdkörper empfunden und erzeugt ein Krankheitsgefühl. Der neurotische Charakterzug hingegen, etwa der übertriebene Ordnungssinn des Zwangscharakters oder die ängstliche Scheu des hysterischen Charakters, ist in die Persönlichkeit organisch eingebaut. Man beklagt sich vielleicht darüber, daß man scheu ist, aber man fühlt sich deshalb nicht krank. Erst wenn sich die charakterologische Scheu zum krankhaften Erröten, oder wenn sich der zwangsneurotische Ordnungssinn zum Zwangszereemoniell steigert, wenn also der neurotische Charakter symptomatisch exazerbiert, fühlt man sich krank.

Freilich, es gibt auch Symptome, für die keine oder nur geringe Krankheitseinsicht besteht und die vom Kranken wie schlimme Gewohnheiten oder hinzunehmende Gegebenheiten betrachtet werden (z. B. chronische Obstipation, leichte ejaculatio praecox); manche Charakterzüge wieder werden gelegentlich als krankhaft empfunden, wie etwa heftige Zornausbrüche, die einen überrumpeln, oder krasse Unordentlichkeit, Neigung zum Lügen, Trinken, Geldausgeben und ähnliches mehr. Trotzdem empfiehlt sich die Krankheitseinsicht als wesentliches Kriterium des neurotischen Symptoms, ihr Fehlen als Kennzeichen des neurotischen Charakterzuges.

Der zweite praktisch wichtige Unterschied besteht darin, daß die Symptome niemals so vollständige und glaubwürdige Rationalisierungen aufweisen wie der neurotische Charakter. Weder das hysterische Erbrechen oder die Abasie, noch das Zwangszählen oder Zwangsdenken lassen sich rationalisieren. Das Symptom erscheint sinnlos, während der neurotische Charakter rational genügend motiviert ist, um nicht krankhaft oder sinnlos zu erscheinen.

Ferner gibt es für neurotische Charakterzüge eine Begründung, die sofort als absurd abgelehnt würde, wenn man sie für Symptome verwendete; es heißt oft: „Es ist halt so.“ Dieses „ist halt so“ will besagen, der Betreffende sei so geboren, das ließe sich nicht ändern, das sei „halt“ sein Charakter. Und doch ist diese Auskunft unrichtig, denn die Analyse der

Entwicklung zeigt, daß der Charakter aus bestimmten Gründen so und nicht anderes werden mußte, er ist also prinzipiell ebenso wie das Symptom analysierbar und änderbar.

Gelegentlich haben sich Symptome im Laufe der Zeit derart in die Gesamtpersönlichkeit eingenistet, daß sie Charakterzügen ähnlich werden. So etwa, wenn sich ein Zwangszählen nur im Rahmen des Ordnungstrebens auswirkt oder ein Zwangssystem sich der Tageseinteilung bedient; das gilt besonders für den Arbeitszwang. Solche Verhaltensweisen gelten dann mehr für absonderlich, übertrieben als für krankhaft. Wir sehen also, daß der Krankheitsbegriff ein durchaus fließender ist, daß es vom Symptom als isoliertem Fremdkörper über den neurotischen Charakterzug und die „üble Gewohnheit“ bis zum realitätstüchtigen Handeln alle Übergänge gibt; da wir aber mit diesen Übergängen nichts anfangen können, empfiehlt sich die Unterscheidung zwischen Symptom und neurotischem Charakter auch hinsichtlich der Rationalisierungen, trotz des Künstlichen aller Einteilung.

Unter diesem Vorbehalt fällt uns noch ein Unterschied im Aufbau des Symptoms und des neurotischen Charakterzuges auf. Bei der analytischen Zergliederung zeigt es sich, daß das Symptom, was seinen Sinn und seine Herkunft anlangt, im Vergleich zum Charakterzug sehr einfach gebaut ist. Gewiß, auch das Symptom ist überdeterminiert; aber je tiefer wir in seine Begründungen eindringen, desto mehr entfernen wir uns aus dem eigentlichen Symptombereich, desto reiner tritt die charakterologische Grundlage zutage. So kann man — theoretisch — von jedem Symptom aus die charakterologische Reaktionsbasis entwickeln. Das Symptom ist unmittelbar nur von einer begrenzten Zahl unbewußter Haltungen begründet; das hysterische Erbrechen hat etwa einen verdrängten Fellatio- und einen Kindeswunsch zur Grundlage. Beide wirken sich auch charakterologisch aus, jener in einer gewissen Kindlichkeit, dieser in einer mütterlichen Haltung; aber der das hysterische Symptom begründende hysterische Charakter ruht auf einer Vielheit — zum großen Teil antagonistischer — Strebungen und drückt sich meist in einer spezifischen Haltung oder Wesensart aus. Die Haltung läßt sich lange nicht so einfach zerlegen wie das Symptom, ist aber prinzipiell ebenso wie dieses aus Trieben und Erlebnissen abzuleiten und zu verstehen. Während das Symptom nur einem bestimmten Erlebnis, einem umgrenzten Wollen entspricht, stellt der Charakter, die spezifische Wesensart eines Menschen, einen Ausdruck der gesamten Vergangenheit dar. Ein Symptom kann daher auch ganz plötzlich entstehen, während jeder einzelne Charakterzug viele Jahre zu seiner Ausbildung braucht. Dabei vergessen wir aber nicht, daß auch das Symptom

nicht hätte plötzlich entstehen können, wenn seine charakterologische, bzw. neurotische Reaktionsbasis nicht bereits vorhanden gewesen wäre.

Die Gesamtheit der neurotischen Charakterzüge erweist sich nun in der Analyse als kompakter Schutzmechanismus gegen unsere therapeutischen Bemühungen, und wenn wir die Entstehung dieses charakterologischen „Panzers“ analytisch verfolgen, zeigt es sich, daß er auch eine bestimmte ökonomische Aufgabe hat: Er dient nämlich einerseits dem Schutze gegen die Reize der Außenwelt, andererseits erweist er sich als ein Mittel, der aus dem Es ständig vordrängenden Libido Herr zu werden, indem in den neurotischen Reaktionsbildungen, Kompensationen und so weiter libidinöse und sadistische Energien aufgezehrt werden. In den Prozessen, die der Bildung und der Erhaltung dieses Panzers zugrunde liegen, wird ständig Angst gebunden, in der gleichen Weise, wie etwa nach der Beschreibung Freuds Angst in den Zwangssymptomen gebunden wird. Da aber die Mittel, die der neurotische Charakter verwendet, um die Angst zu binden, wie etwa die Reaktionsbildung und die prägenitale Befriedigung, auf die Dauer nicht ausreichen, kommt es schließlich zu einem Durchbruch der überschüssigen Angst, beziehungsweise der gestauten Libido, und jetzt setzt die Symptombildung ein als Zeichen der Bestrebung des Ichs, auch dieses Überschusses Herr zu werden. So erklärt sich das Symptom auch ökonomisch als Ausdruck einer Exazerbation des neurotischen Charakters.

Da der neurotische Charakter in seiner ökonomischen Funktion als schützender Panzer ein gewisses, wenn auch neurotisches Gleichgewicht hergestellt hat, bedeutet die Analyse eine Gefahr für dieses Gleichgewicht. Von diesem narzißtischen Schutzmechanismus des Ichs gehen daher die Widerstände aus, die der Analyse des Einzelfalles ihr besonderes Gepräge verleihen. Wenn sich aber die Verhaltensweise als ein analysier- und auflösbares Resultat der gesamten Entwicklung darstellt, so haben wir auch die Möglichkeit, die Technik der Charakteranalyse daraus abzuleiten.

III

Zur Technik der Analyse des Charakterwiderstandes

Neben den Träumen, den Einfällen, den Fehlleistungen, den übrigen Mitteilungen der Patienten verdienen ihre Haltungen, das heißt die Art und Weise, wie sie ihre Träume erzählen, Fehlleistungen begehen, Einfälle bringen und Mitteilungen machen, besondere Beachtung. Die Befolgung der Grundregel ist ein seltenes Kuriosum, und es bedarf monatelanger charakteranalytischer Arbeit, um den Patienten zu einem halbwegs aus-

reichenden Maß an Aufrichtigkeit zu bringen. Die Art des Patienten, zu sprechen, den Analytiker anzusehen und zu begrüßen, auf dem Sofa zu liegen, der Tonfall der Stimme, das Maß an konventioneller Höflichkeit, das eingehalten wird, und so weiter, sind wertvolle Anhaltspunkte für die Beurteilung der geheimen Widerstände, die der Patient der Grundregel entgegengesetzt, und ihr Verständnis ist das wichtigste Mittel, sie durch Deutung zu beseitigen. Das „Wie“ steht als zu deutendes „Material“ gleichberechtigt neben dem, was der Patient sagt. Man hört oft Analytiker klagen, die Analyse gehe nicht, der Patient bringe kein „Material“. Darunter wird gewöhnlich nur der Inhalt der Einfälle und Mitteilungen verstanden. Aber die Art des Schweigens oder etwa der sterilen Wiederholungen ist ebenfalls „Material“, das auszuwerten ist. Es gibt wohl kaum eine Situation, in der der Patient „kein Material“ brächte, und wir müssen uns sagen, daß es an uns liegt, wenn wir das Verhalten des Analysierten nicht als „Material“ auswerten können.

Daß auch das Benehmen und die Form der Mitteilungen analytische Bedeutung haben, ist ja nichts Neues. Aber daß sie uns den Zugang zur Analyse des Charakters in einer ganz bestimmten und relativ vollkommenen Weise eröffnen, soll hier behandelt werden. Böse Erfahrungen, die man bei der Analyse mancher neurotischer Charaktere macht, lehren, daß es bei solchen Fällen zunächst immer mehr auf die Form als auf den Inhalt der Mitteilungen ankommt. Wir erwähnen nur andeutungsweise die geheimen Widerstände, die die affektlahmen, die „braven“, die überhöflichen und korrekten Patienten produzieren, ferner die Kranken, die stets eine täuschende positive Übertragung zeigen, oder gar die, die stürmisch immer gleichartig Liebe fordern, diejenigen, die die Analyse spielerisch auffassen, die stets „Gepanzerten“, die innerlich über alles und jeden lächeln; man könnte beliebig fortfahren und ist daher auf die mühevollen Arbeit vorbereitet, die aufzuwenden sein wird, um den unzähligen individuellen technischen Problemen beizukommen.

Nehmen wir, vorläufig zum Zwecke allgemeiner Orientierung und um das Wesenhafte der Charakteranalyse im Gegensatz zur Symptomanalyse besser hervortreten zu lassen, zwei Vergleichspaare vor; wir hätten gleichzeitig in analytischer Behandlung zwei Männer mit ejaculatio praecox; der eine wäre ein passiv-femininer, der andere ein phallisch-aggressiver Charakter. Wir hätten ferner zwei Frauen etwa mit Eß-Störung in Behandlung; die eine wäre ein Zwangscharakter, die andere eine Hysterika.

Nehmen wir nun weiter an, daß die ejaculatio praecox der beiden männlichen Patienten den gleichen unbewußten Sinn hat: Angst vor dem in der Scheide des Weibes vermuteten (väterlichen) Phallus. Beide brächten

nun in der Analyse auf Grund der Kastrationsangst, die das Symptom begründet, eine negative Vaterübertragung zustande. Beide würden den Analytiker (Vater) hassen, weil sie in ihm den lusteinschränkenden Feind erblickten, und beide hätten den unbewußten Wunsch, ihn zu beseitigen. In diesem Falle wird der phallisch-sadistische Charakter die Kastrationsgefahr durch Beschimpfen, Herabsetzen und Drohungen abwehren, während der passiv-feminine Charakter in dem gleichen Falle immer zutraulicher, passiv-hingebender, freundlicher werden wird. Bei beiden ist der Charakter zum Widerstand geworden: Jener wehrt die Gefahr aggressiv ab, dieser geht ihr durch Opfer an persönlicher Haltung, durch täuschendes Wesen und Hingabe aus dem Wege. Natürlich ist der Charakterwiderstand des Passiv-Femininen gefährlicher, weil er mit geheimen Mitteln arbeitet: Er bringt reichlich Material, erinnert infantile Erlebnisse, scheint sich glänzend zu fügen — aber im Grunde täuscht er über einen geheimen Trotz und Haß hinweg; er hat, solange er diese Haltung beibehält, gar nicht den Mut, sein wahres Wesen zu zeigen. Geht man, ohne diese seine Art zu beachten, nur auf das ein, was er bringt, so wird — erfahrungsgemäß — keine analytische Bemühung oder Klärung seinen Zustand ändern. Er wird vielleicht sogar seiner Haß gegen den Vater erinnern, aber er wird ihn nicht erleben, wenn man ihm nicht in der Übertragung konsequent den Sinn seiner täuschenden Haltung deutet, ehe man mit der tiefen Deutung des Vaterhasses einsetzt.

Beim zweiten Vergleichspaar wäre, so wollen wir annehmen, der Fall einer akuten positiven Übertragung eingetreten. Der zentrale Gehalt dieser positiven Übertragung wäre bei beiden der gleiche wie der des Symptoms, nämlich eine orale Fellatiophantasie. Aus dieser inhaltlich gleichartigen positiven Übertragung ergibt sich aber ein formal ganz verschiedener Übertragungswiderstand: Die Hysterika wird etwa ängstlich schweigen und sich scheu benehmen, die Zwangsneurose wird trotzig schweigen oder dem Analytiker ein kaltes, hochfahrendes Benehmen zeigen. Die Abwehr der positiven Übertragung bedient sich verschiedener Mittel, hier der Aggressivität, dort der Angst. Wir werden sagen, das Es habe bei beiden den gleichen Wunsch übertragen, während das Ich verschieden abwehrt. Und die Form dieser Abwehr wird bei beiden Patientinnen stets die gleiche bleiben; diese Hysterika wird stets ängstlich, die zwangsneurotische Patientin wird stets aggressiv abwehren, welcher Inhalt des Unbewußten immer im Begriffe sein wird, durchzubrechen; das heißt, der Charakterwiderstand bleibt bei ein und demselben Patienten stets gleich und verschwindet erst mit den Wurzeln der Neurose.

Was folgt nun aus diesen Tatbeständen für die analytische Technik der

Charakteranalyse? Gibt es wesentliche Unterschiede zwischen ihr und der gewöhnlichen Widerstandsanalyse?

Es gibt Unterschiede und sie betreffen

- a) die Auswahl bei der Reihenfolge des zu deutenden Materials,
- b) die Technik der Widerstandsdeutung selbst.

ad a) Wenn wir von „Auswahl des Materials“ sprechen, haben wir einen wichtigen Einwand zu gewärtigen: Man wird sagen, jede Auswahl widerspreche den psychologischen Grundprinzipien, man habe dem Patienten zu folgen, sich von ihm führen zu lassen und laufe bei jeder Auswahl Gefahr, seinen eigenen Neigungen zu verfallen. Dazu ist zunächst zu bemerken, daß es sich bei dieser Auswahl nicht etwa um Vernachlässigung von analytischem Material handelt, sondern lediglich um die Wahrung einer — der Struktur der Neurose entsprechenden — *gesetzmäßigen Reihenfolge* bei der Deutung. Alles Material kommt zur Deutung dran, nur ist das eine Detail momentan wichtiger als ein anderes. Man muß sich auch klar machen, daß der Analytiker immer auswählt, denn man hat schon eine Auswahl getroffen, wenn man einen Traum nicht der Reihe nach analysiert, sondern einzelne Details heraushebt. Man hat natürlich auch partiell Auswahl getroffen, wenn man nur den Inhalt, nicht aber die Form der Mitteilungen beachtet. Man ist also allein durch die Tatsache, daß der Patient in der analytischen Situation Material verschiedenster Art bringt, gezwungen, eine Auswahl des zu deutenden Materials zu treffen; es kommt nur darauf an, daß man der analytischen Situation entsprechend richtig auswähle. Man kann die Führung dem Patienten nur in widerstandsfreien Phasen überlassen, auf seinen Geständniszwang darf man sich nicht allzusehr verlassen; im allgemeinen neigen die Patienten dazu, immer nur das harmloseste Material in den Vordergrund zu schieben, was natürlich als Widerstand entlarvt wird.

Bei Patienten, die infolge einer besonderen Charakterentwicklung die Grundregel konsequent nicht befolgen, wie überhaupt bei jedem charakterologischen Hindernis der Analyse wird man genötigt sein, den entsprechenden Charakterwiderstand ständig aus der Fülle des Materials herauszuheben und analytisch durch Deutung seines Sinnes zu bearbeiten. Das bedeutet natürlich nicht, daß man das übrige Material vernachlässigt oder nicht beachtet; im Gegenteil, alles ist wertvoll und willkommen, was uns über den Sinn und die Herkunft des störenden Charakterzuges Aufklärung gibt; man schiebt nur die Zergliederung und vor allem die Deutung des Materials, das nicht unmittelbar zum Übertragungswiderstand gehört, auf, bis der Charakterwiderstand wenigstens in den Grundzügen verstanden und durch-

brochen wurde. Welche Gefahren damit verbunden sind, bei unaufgelösten Charakterwiderständen tiefgehende Deutungen zu geben, habe ich in meiner Arbeit „Zur Technik der Deutung und der Widerstandsanalyse“¹ klar zu machen versucht.

ad b) Wir wollen uns nun einigen besonderen Fragen der charakteranalytischen Technik zuwenden. Vor allem müssen wir einem drohenden Mißverständnis vorbeugen. Wir sagten, die Charakteranalyse beginne mit der Heraushebung und konsequenten Analyse des Charakterwiderstandes. Das heißt nicht, daß man den Patienten etwa auffordert, nicht aggressiv zu sein, nicht zu täuschen, nicht verworren zu sprechen, die Grundregel zu befolgen und so weiter. Das wäre nicht nur unanalytisch, sondern vor allem fruchtlos. Es kann nicht genug betont werden, daß das, was wir hier beschreiben, mit Erziehung oder dergleichen nichts zu tun hat. Wir legen uns bei der Charakteranalyse die Frage vor, warum der Patient täuscht, verworren spricht, affektabgesperrt ist usw., versuchen sein Interesse für seine Charaktereigenheiten zu wecken, um mit seiner Hilfe analytisch deren Sinn und Herkunft aufzuklären. Wir heben also bloß den Charakterzug, von dem der kardinale Widerstand ausgeht, aus dem Niveau der Persönlichkeit heraus, zeigen dem Patienten, wenn möglich, die oberflächlichen Beziehungen zwischen dem Charakter und den Symptomen, überlassen es aber natürlich im übrigen ihm, ob er seine Erkenntnis auch zur Änderung seines Charakters benützen will. Wir verfahren dabei prinzipiell ja nicht anders als bei der Analyse eines Symptoms; bei der Charakteranalyse kommt nur hinzu, daß wir den Charakterzug dem Patienten wiederholt isoliert vorführen müssen, solange, bis er Distanz gewonnen hat und sich dazu so einstellt wie etwa zu einem quälenden Zwangssymptom. Denn durch die Distanzierung und Objektivierung des neurotischen Charakters bekommt dieser etwas Fremdkörperhaftes, und schließlich bildet sich auch eine Krankheitseinsicht heraus.

Bei dieser Distanzierung und Objektivierung des neurotischen Charakters zeigt sich überraschenderweise, daß sich die Persönlichkeit — zunächst vorübergehend — verändert, und zwar taucht bei fortschreitender Charakteranalyse automatisch diejenige Triebkraft oder Wesensart unverhüllt auf, aus der der Charakterwiderstand in der Übertragung hervorging. Um beim Beispiel vom passiv-femininen Charakter zu bleiben: Je gründlicher der Patient seine Neigung zur passiven Hingabe objektiviert, desto aggressiver wird er. War doch sein feminines, täuschendes Wesen in der Hauptsache eine energische Reaktion gegen verdrängte aggressive Impulse. Mit der

¹ Internat. Ztschr. f. PsA., Bd. XIII (1927).

Aggressivität stellt sich aber auch die infantile Kastrationsangst ein, die seinerzeit die Wandlung vom Aggressiven zum Passiv-Femininen bedingte. So gelangen wir mit der Analyse des Charakterwiderstandes direkt zum Zentrum der Neurose, zum Ödipuskomplex.

Man darf sich aber keinen Illusionen hingeben; die Isolierung und Objektivierung sowie die analytische Durcharbeitung eines solchen Charakterwiderstandes brauchen gewöhnlich viele Monate, erfordern viel Mühe und vor allem ausdauernde Geduld. Allerdings, wenn der Durchbruch einmal gelungen ist, so pflegt von da ab die analytische Arbeit flott, getragen von affektiven analytischen Erlebnissen, vorwärts zu schreiten. Läßt man hingegen solche Charakterwiderstände unbearbeitet, geht man dem Patienten bloß in seinem Materiale, ständig alle Inhalte deutend, nach, so bilden sie mit der Zeit einen kaum mehr zu beseitigenden Ballast. Man bekommt dann im Laufe der Zeit das sichere Gefühl, daß jede Inhaltsdeutung verschwendet war, daß der Patient nicht aufhört, an allem zu zweifeln, oder zum Scheine zu akzeptieren oder innerlich alles zu belächeln. In späteren Stadien der Analyse, wenn die wesentlichsten Deutungen des Ödipuskomplexes bereits gegeben wurden, steht man dem hilflos gegenüber, wenn mit der Ausräumung dieser Widerstände nicht gleich im Anfang begonnen wurde.

Ich habe bereits in meiner früher zitierten Arbeit den Einwand zu widerlegen versucht, daß man Widerstände nicht angehen könne, ehe man ihre infantile Determinierung kennt. Wesentlich ist, daß man zunächst nur den aktuellen Sinn des Charakterwiderstandes durchschaut, wozu man das infantile Material nicht immer benötigt. Dieses brauchen wir zur Auflösung des Widerstandes. Begnügt man sich zunächst damit, den Widerstand dem Patienten vorzuführen und seinen aktuellen Sinn zu deuten, so stellt sich sehr bald auch das infantile Material dazu ein, mit dessen Hilfe wir dann den Widerstand auch beseitigen können.

Wenn man eine bisher vernachlässigte Tatsache hervorhebt, ruft man ungewollt den Eindruck hervor, als ob man dadurch das Übrige seiner Bedeutung beraubte. Wenn wir hier die Analyse der Reaktionsweise so sehr betonen, so bedeutet das weder eine Vernachlässigung der Inhalte noch eine Abänderung der bisherigen Technik; wir fügen nur etwas hinzu, was bisher zu wenig beachtet wurde. Unsere Erfahrung lehrt, daß die Analyse charakterologischer Widerstände allem anderen vorangestellt werden muß; das heißt aber nicht, daß man etwa bis zu einem bestimmten Datum nur den Charakterwiderstand analysiert, dann mit der Inhaltsdeutung beginnt. Die zwei Phasen, Widerstandsanalyse und Analyse der frühinfantilen Erlebnisse, überdecken einander zum größten Teile; es handelt sich lediglich um ein Überwiegen der Charakteranalyse im Beginne, das

heißt um „Erziehung zur Analyse durch Analyse“, während in späteren Stadien der Hauptakzent auf das Inhaltliche und Infantile fällt. Das ist aber gewiß keine starre Regel, sondern ergibt sich aus der Verhaltensweise der einzelnen Patienten. Bei dem einen wird die Deutung des infantilen Materials früher, beim anderen später einsetzen. Grundsätzlich betont muß nur die Regel werden, tiefgehende analytische Deutungen auch bei an sich klarem Material zu vermeiden, so lange die Patienten nicht reif sind, sie zu verarbeiten. Das ist zwar nichts Neues, aber es kommt offenbar bei der Verschiedenheit analytischer Arbeitsweisen sehr darauf an, was man unter „reif zur analytischen Deutung“ versteht. Wir werden dabei wohl auch jene Inhalte unterscheiden müssen, die unmittelbar zum Charakterwiderstand gehören, und die, die anderen Erlebnissphären angehören. Der Normalfall ist der, daß der Analysand im Beginne zur Kenntnisnahme der ersteren, nicht aber für die letzten reif ist. Im ganzen bedeutet ja unser charakteranalytischer Versuch nichts anderes als das Streben, größtmögliche Sicherheit bei der Vorbereitung der Analyse und bei der Deutung des infantilen Materials zu gewinnen. Hier erwächst uns die wichtige Aufgabe, die verschiedenen Formen der charakterologischen Übertragungswiderstände zu studieren und systematisch zu beschreiben. Ihre Technik ergibt sich dann von selbst aus ihrer Struktur.

IV

Deutung der Ich-Abwehr

Es ist nicht schwer, das, was wir hier als Charakteranalyse beschreiben, in die Freudsche Theorie der Widerstandsbildung und -lösung einzuordnen. Wir wissen, daß jeder Widerstand aus einer Es-Regung besteht, welche abgewehrt wird, und aus einer Ich-Regung, welche abwehrt. Beide Regungen sind unbewußt. Es steht nun bei der Deutung prinzipiell frei, entweder die Es-Strebung oder die Ichstrebung zuerst zu deuten. Ein Beispiel: Wenn sich ein homosexueller Widerstand in Form von Schweigen gleich im Beginne einer Analyse einstellt, so kann man die Es-Strebung angehen, indem man dem Patienten sagt, er beschäftige sich jetzt in zärtlicher Absicht mit der Person des Analytikers; man hat ihm seine positive Übertragung gedeutet, und wenn er nicht die Flucht ergreift, wird es lange dauern, bis er sich mit dieser verpönten Vorstellung befreundet. Man muß es daher vorziehen, die dem bewußten Ich näherliegende Seite des Widerstandes, die Abwehr des Ichs, zuerst anzugehen, indem man dem Patienten zunächst nur sagt, er schweige, weil er „aus irgend einem Grunde“ — also ohne Berührung der Es-Strebung — die Analyse ablehne,

vermutlich weil sie ihm in irgend einer Hinsicht gefährlich geworden sei. Dort hat man die Es-Seite (in diesem Falle eine Liebestrebung), hier die Ichseite des Widerstandes, die Ablehnung, deutend angegriffen.

Bei diesem Vorgehen erfassen wir zugleich sowohl die negative Übertragung, in die jede Abwehr schließlich ausläuft, als auch den Charakter, den Panzer des Ichs. Ich habe an anderer Stelle klarzumachen versucht, daß die oberflächliche, dem Bewußtsein nähere Schichte jedes Widerstandes notwendigerweise eine negative Einstellung zum Analytiker sein muß, gleichgültig, ob die abgewehrte Es-Strebung Haß oder Liebe ist. Das Ich projiziert seine Abwehr gegen die Es-Strebung auf den Analytiker, der gefährlich, ein Feind geworden ist, weil er durch die unangenehme Grundregel Es-Strebungen provoziert und das neurotische Gleichgewicht gestört hat. Das Ich bedient sich bei seiner Abwehr uralter Formen ablehnender Haltungen; es ruft zu seinem Schutze in der Not Haßregungen aus dem Es zu Hilfe, auch wenn es eine Liebestrebung abzuwehren hat.

Wenn wir also die Regel einhalten, Widerstände von der Ichseite anzugehen, so lösen wir damit immer auch ein Stück negativer Übertragung, einen Betrag an Haßaffekten, auf und entgehen dadurch der Gefahr, die sehr oft vorzüglich versteckten destruktiven Tendenzen zu übersehen; gleichzeitig wird die positive Übertragung gefestigt. Der Patient begreift auch die Ichdeutung leichter, weil sie sein bewußtes Empfinden bessertrifft als die Es-Deutung, und ist dadurch auf diese, die später folgt, besser vorbereitet.

Die Ichabwehr hat, welcher Art immer die verdrängte Es-Strebung auch sei, stets die gleiche, dem Charakter der Persönlichkeit entsprechende Form; und die gleiche Es-Strebung wird bei verschiedenen Fällen verschieden abgewehrt. Wir lassen also den Charakter unangetastet, wenn wir nur die Es-Strebung deuten, beziehen aber auch den neurotischen Charakter in Analyse ein, wenn wir die Widerstände grundsätzlich von der Abwehr, von der Ichseite, angehen. Dort sagen wir sofort, was der Analysand abwehrt, hier aber machen wir ihm zuerst klar, daß er „etwas“ abwehrt, dann wie er es tut, welches Mittel er sich dabei bedient (Charakteranalyse), und erst zuletzt, wenn die Analyse des Widerstandes genügend weit vorgeschritten ist, erfährt oder findet er selbst, wogegen sich die Abwehr richtet. Auf diesem langen Umwege zur Deutung der Es-Strebungen sind alle dazugehörigen Haltungen des Ichs analytisch zerlegt worden und die große Gefahr, daß der Patient etwas zu früh erfährt oder affektlos, unbeteiligt bleibt, ist ausgeschaltet.

Analysen, bei denen den Haltungen soviel analytische Aufmerksamkeit geschenkt wird, dauern nicht weniger lang als andere; wir können uns also nicht rühmen, einen Weg zur Abkürzung der analytischen Behandlung

angegeben zu haben, aber Vergleiche haben gezeigt, daß sie geordneter und zielsicherer verlaufen, ohne daß die theoretische Forschungsarbeit im geringsten darunter litte. Man erfährt nur die wichtigen Ereignisse der Kindheit später als sonst; das wird aber reichlich wett gemacht durch die affektive Frische, mit der das infantile Material nach der analytischen Bearbeitung der Charakterwiderstände hervorquillt.

Wir dürfen aber gewisse unangenehme Seiten der konsequenten Charakteranalyse nicht unerwähnt lassen. Die Patienten werden von der Analyse seelisch weitaus mehr belastet, sie leiden viel mehr, als wenn man den Charakter unberücksichtigt läßt. Das hat zwar den Vorteil einer Auslese: Wer es nicht aushält, hätte auch sonst keinen Erfolg erzielt, und es ist besser, die Erfolglosigkeit stellt sich nach vier oder sechs Monaten als nach zwei Jahren heraus. Gibt der Charakterwiderstand nicht nach, so darf erfahrungsgemäß auf einen befriedigenden Erfolg nicht gerechnet werden. Das gilt besonders für Fälle mit geheimen Widerständen. Überwinden des Charakterwiderstandes heißt nicht, daß der Patient seinen Charakter verändert hat; das ist natürlich erst nach der Analyse seiner infantilen Quellen möglich. Er muß ihn bloß objektiviert und analytisches Interesse an ihm gewonnen haben; ist es einmal so weit, dann ist ein günstiger Fortgang der Analyse sehr wahrscheinlich.

V

Die Erschütterung des narzißtischen Schutzapparates

Wir sagten, der wesentlichste Unterschied zwischen der Analyse eines Symptoms und der eines neurotischen Charakterzuges bestehe darin, daß jenes von vornherein isoliert und objektiviert ist, dieser hingegen in der Analyse ständig herausgehoben werden muß, damit der Patient zu ihm die gleiche Einstellung gewinne wie zum Symptom. Das geht nur selten leicht vonstatten. Es gibt Patienten, die nur eine geringe Neigung zur Objektivierung des Charakters zeigen; in solchen Fällen liegt die Furcht, „mit sich selbst bekannt zu werden“, in verstärktem Maße vor. Geht es doch um die Erschütterung des narzißtischen Schutzmechanismus, um die Herausarbeitung der Libido-Angst, die in ihm gebunden ist. Wenn die Deutung dieses Verhaltens keine Abhilfe schafft, so ist man genötigt, den Analysanden vor die Alternative zu stellen, entweder die Analyse aufzugeben oder aber sich einverstanden zu erklären, daß der Analytiker an seiner Stelle den fraglichen Charakterzug ständig hervorhebt, was mit der Zeit sehr unangenehm für den Patienten wird.

Wenn etwa ein Patient stets affektlos und gleichgültig bleibt, was immer

er an Material vorbringt, so hat man mit der gefährlichen Affektsperre zu tun, deren Analyse man allem anderen voranstellen muß, wenn man nicht riskieren will, daß alles Material und die Deutungen affektlos verpuffen und der Kranke zwar ein guter analytischer Theoretiker wird, aber im übrigen der Alte bleibt. Zieht man es in einem solchen Falle nicht vor, die Analyse wegen des „starken Narzißmus“ aufzugeben, so kann man mit dem Patienten den Vertrag schließen, daß man ihm seine Affektlahmheit ständig vor Augen führen wird, daß er aber natürlich jederzeit aufgeben könne. Im Laufe der Zeit — es dauert erfahrungsgemäß viele Monate (in einem Falle währte es sogar eineinhalb Jahre) — empfindet der Kranke das ständige Hervorheben seiner Affektlahmheit und ihrer Gründe als lästig; denn man hat allmählich genügende Anhaltspunkte gewonnen, um den Angstschutz, den die Affektsperre darstellt, zu untergraben. Der Kranke empört sich schließlich gegen die nunmehr von der Analyse drohende Gefahr, die Schutzinstitution des seelischen Panzers zu verlieren und seinen Trieben, insbesondere seiner Aggressivität, ausgeliefert zu sein; aber indem er sich gegen die „Schikane“ empört, erwacht auch seine Aggressivität, und es dauert dann nicht lange, bis der erste Affektausbruch im Sinne einer negativen Übertragung, in Form eines Haßanfalles erfolgt. Ist es einmal so weit, ist das Spiel gewonnen. Sind die aggressiven Impulse zum Vorschein gekommen, so ist die Affektsperre durchbrochen und der Patient wird analysierbar. Die Analyse verläuft dann in gewohnten Bahnen. Die Schwierigkeit besteht darin, die Aggressivität hervorzulocken.

Das Gleiche ist der Fall, wenn narzißtische Patienten zufolge ihrer charakterologischen Eigenheit ihren Widerstand sprachlich ausleben; sie sprechen etwa hochtrabend, in *terminis technicis*, oder immer streng gewählt oder verworren. Diese Art des Sprechens bildet eine undurchdringliche Mauer, es kommt zu keinem echten Erleben, bis man die Art des Ausdrucks selbst zum Gegenstand der Analyse macht. Auch hier bewirkt die konsequente Deutung des Verhaltens eine Empörung des Narzißmus, denn der Patient hört nicht gerne, daß er so gewählt, hochtrabend oder in *terminis* spreche, um sein Minderwertigkeitsgefühl vor sich und dem Analytiker zu verbergen, oder daß er verworren spreche, weil er besonders gescheit scheinen wolle, seine Gedanken aber nicht in einfache Form bringen könne. Auf diese Weise hat man das feste Terrain des neurotischen Charakters an einer wesentlichen Stelle aufgelockert und einen Zugang zur infantilen Begründung des Charakters und der Neurose geschaffen. Es genügt natürlich nicht, daß man das eine oder andere Mal auf das Wesen des Widerstandes hinweist, sondern man muß ihn um so konsequenter deuten, je hartnäckiger er ist. Analysiert man gleichzeitig die dadurch hervorgerufenen negativen

Haltungen gegen den Analytiker, so besteht keine nennenswerte Gefahr, daß der Patient die Behandlung abbricht.

In anderen Fällen wieder hat sich der Charakter als eine feste Schutzmauer gegen das Erlebnis der (infantilen) Angst aufgerichtet und in dieser Funktion, wenn auch unter großer Einbuße an Lebensfreude, bewährt. Kommt der Betreffende dann wegen irgend eines Symptoms in die analytische Behandlung, so bewährt sich diese Schutzmauer auch in der Analyse erfolgreich als Charakterwiderstand, und man sieht sehr bald ein, daß nichts zu erreichen ist, ehe der charakterologische Panzer, der die infantile Angst verdeckt und aufzehrt, zerstört ist. Das ist zum Beispiel der Fall bei der *moral insanity* und bei manischen, narzißtisch-sadistischen Charakteren. Man ist in solchen Fällen oft vor die schwierige Frage gestellt, ob das bestehende Symptom eine tiefgreifende Charakteranalyse rechtfertigt. Denn man muß sich darüber klar sein, daß speziell bei Fällen mit relativ guter charakterologischer Kompensation, wenn die Charakteranalyse die Kompensation zerstört, vorübergehend ein Zustand geschaffen wird, der einem Zusammenbruch des Ichs gleichkommt. Ja in manchen extremen Fällen ist ein solcher Zusammenbruch unvermeidlich, ehe die neue realitätstüchtige Ichstruktur sich entwickelt; wenn man sich auch sagen muß, daß der Zusammenbruch früher oder später von selbst gekommen wäre, — war doch die Entstehung eines Symptoms das erste Anzeichen dafür, — so scheut man doch, wenn nicht dringende Indikation besteht, vor einem Eingriff zurück, der mit einer großen Verantwortung verknüpft ist.

Es kann in diesem Zusammenhange auch nicht verhehlt werden, daß die Charakteranalyse in jedem Falle, wo sie zur Anwendung kommt, heftige Emotionen, ja oft gefährliche Situationen schafft, und daß man technisch immer Herr der Situation sein muß. (Anfänger sollten daher den Versuch einer konsequenten Charakteranalyse nicht unternehmen.) Eine Zusammenstellung der diesbezüglichen analytischen Erfahrungen soll an anderer Stelle vorgenommen werden. Vielleicht werden manche Analytiker das Verfahren der Charakteranalyse aus diesem Grunde ablehnen; man wird dann aber auch bei der analytischen Behandlung einer nicht geringen Anzahl von Fällen auf keinen Erfolg rechnen dürfen. Manchen Neurosen ist mit milden Mitteln eben nicht beizukommen. Die Mittel der Charakteranalyse, die konsequente Hervorhebung des Charakterwiderstandes und die hartnäckige Deutung seiner Formen, Wege und Motive sind ebenso mächtig wie dem Patienten unangenehm. Das hat mit Erziehung nichts zu tun und stellt ein streng analytisches Prinzip dar. Man tut aber gut daran, den Patienten im Beginne auf alle voraussehbaren Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der Behandlung aufmerksam zu machen.

Inwieweit ist eine Änderung des Charakters in der Analyse überhaupt nötig und in welchem Ausmaße ist sie zu erzielen?

Auf die erste Frage gibt es prinzipiell nur die eine Antwort: Der neurotische Charakter muß sich insoweit ändern, als er die charakterologische Grundlage für neurotische Symptome abgibt, und insofern er Störungen der Arbeits- und sexuellen Genußfähigkeit bedingt.

Die zweite Frage ist nur empirisch zu beantworten. Es hängt in jedem Falle von einer Fülle von Faktoren ab, wie sehr sich der reale Erfolg dem erwünschten nähert. Mit den heutigen Mitteln der Psychoanalyse sind qualitative Änderungen des Charakters direkt nicht zu erzielen. Ein Zwangscharakter wird nie zum hysterischen, ein paranoider Charakter wird nicht zum zwangsneurotischen, ein Choleriker wird nicht phlegmatisch und ein Sanguiniker nicht melancholisch. Wohl aber lassen sich quantitative Änderungen erzielen, die qualitativen gleichkommen, wenn sie ein gewisses Maß erreichen. So steigert sich etwa die geringe feminine Haltung der zwangsneurotischen Patientin während der Analyse immer mehr, bis sie die Zeichen des hysterisch-femininen Wesens annimmt und die männlich-aggressiven Haltungen werden geringer.

Dadurch wird der ganze Mensch in seinem Wesen „anders“, was oft von Außenstehenden, die den Patienten selten sehen, eher bemerkt wird als vom Analytiker. Der Befangene wurde freier, der Ängstliche mutiger, der allzu Gewissenhafte wurde relativ skrupelloser, der Skrupellose gewissenhafter; aber die gewisse undefinierbare „persönliche Note“ geht nie verloren, sie schimmert durch alle Veränderungen hindurch. Der früher übergewissenhafte Zwangscharakter wird etwa ein realitätstüchtiger, gewissenhafter Arbeiter; der geheilte triebhafte Charakter wird immer leichter handeln als jener; die geheilte „moral insanity“ wird das Leben nie schwer nehmen und sich immer leicht fortbringen, während der geheilte Zwangscharakter es wegen seiner Schwerfälligkeit stets schwer haben wird. Aber diese Eigenschaften bleiben nach der gelungenen Charakteranalyse in Grenzen, die die Bewegungsfreiheit im Leben nicht so sehr einsengen, daß die Arbeits- und sexuelle Genußfähigkeit darunter litte.

*

Man hat allen Grund, psychotherapeutischen Bestrebungen vorerst mißtrauisch zu begegnen, auch den eigenen. Es sei der sachlichen Nachprüfung und Kritik vorbehalten, zu entscheiden, ob die Annahme berechtigt ist, daß die systematische Charakteranalyse eine vielleicht nicht unwesentliche Intensivierung unseres analytischen Könnens bedeutet.

Die Elastizität der psychoanalytischen Technik

Von
S. Ferenczi
Budapest¹

Bemühungen, die Technik, die ich in meinen Psychoanalysen anzuwenden pflege, auch anderen zugänglich zu machen, brachten mich wiederholt auf das Thema des psychologischen Verständnisses überhaupt. Wäre es wirklich wahr, was von so vielen behauptet wird, daß das Verständnis für die Vorgänge im Seelenleben eines Dritten von einer besonderen Fähigkeit abhängt, die man Menschenkenntnis nennt, die aber als solche unerklärlich, daher unübertragbar sei, so wäre jede Bemühung, etwas von dieser Technik anderen zu lehren, von vornherein aussichtslos. Zum Glück ist es anders. Seit der Publikation von Freuds Ratschlägen zur psychoanalytischen Technik besitzen wir die ersten Ansätze einer methodischen Seelenuntersuchung. Jeder, der die Mühe nicht scheut, den Weisungen des Meisters zu folgen, wird, auch wenn er kein psychologisches Genie ist, bis zu ungeahnten Tiefen eines fremden, ob gesunden oder kranken Seelenlebens eindringen können. Die Analyse der Fehlhandlungen des Alltagslebens, der Träume, besonders aber der freien Assoziationen, wird ihn in den Stand setzen, so manches von seinen Nebenmenschen zu erfahren, dessen Erfassen vorher vielleicht nur Ausnahmsmenschen möglich war. Die Vorliebe der Menschen für das Wunderbare wird diese Umwandlung der Kunst der Menschenkenntnis in eine Art Handwerk mit Mißvergnügen verfolgen. Insbesondere Künstler und Schriftsteller scheinen dies als eine Art Eingriff in ihre Domäne zu betrachten und pflegen die Psychoanalyse nach anfänglichem Interesse als eine sie wenig reizende mechanische Arbeitsweise weit von sich zu weisen. Diese Antipathie nimmt uns kaum wunder; die Wissenschaft ist ja eine fortschreitende Desillusionierung, sie setzt an Stelle des Mystischen und Sonderbaren Erklärungen, immer und überall dieselben unabwendbaren Gesetzmäßigkeiten, die in ihrer Einförmigkeit

¹) Vortrag, gehalten in der Ungarländischen Psychoanalytischen Vereinigung (Zyklus 1927/28).

Bilder usw. aufkommen lassen. Dann wird ihr ein Reizwort dargeboten (etwa „jetzt fühlen Sie Angst oder Verzweiflung“) und nachher wird sie über ihre Erlebnisse abgefragt. Der Zweck dieser Versuche ist, festzustellen, ob eine unmittelbare Umsetzung dieser Worte in die entsprechenden Gemütszustände, ohne jede Begleitung von Gedanken erfolgen kann. Benussi meint, daß seine Versuche darauf hinweisen, daß es eine emotionelle Autonomie gibt, doch ist m. E. seine Interpretation der Experimente nicht zutreffend. Die Protokolle zeigen gerade das Gegenteil, wie das Reizwort in der Hypnose seine Erfüllung in einem Zustande findet, der auch gedanklich erfaßt werden will, wie allerlei bildhafte, keimende Vorstellungen anklingen als Einkleidungen bestimmter angstvoller oder verzweifelter Situationen und nicht die reine Verwirklichung eines abstrakten Angst- oder Verzweiflungszustandes. Nur daß unter dem Zwange des suggestiven Befehls diese Gedankenkeime nicht zur Entwicklung gelangen, d. h. verdrängt werden, bis im Bewußtsein nur der bloße Affekt verharrt. Wir kennen ähnliche Zustände gut aus dem Mechanismus der Verdrängung und darum sind auch diese Versuche eher als gelungene Hinweise auf eine experimentelle Erforschung der Verdrängung zu werten, als wie Fürsprecher einer Theorie, die meint, Gefühle seien unabhängige Elemente, die manchmal mit anderen Elementen, wie etwa Gedanken, Vorstellungen, sich verbinden können, manchmal unabhängig von ihnen das Seelische beherrschen. Das Gegenteil ist wahr, im Seelischen gibt es nur Gesamtzustände, in denen man Gedanken, Vorstellungen, körperliche Sensationen nur gewaltsam scheiden kann und die immer mit charakteristischer Gefühlssfarbe durchtränkt sind.

Der Verfasser beruft sich mit Unrecht auf die Psychoanalyse zur Stützung seiner These. Gerade die Psychoanalyse hat gezeigt, daß es isolierte Affekte nicht gibt, sondern nur Gesamtsituationen mit bestimmter affektiver Wertigkeit. Freilich reichen die auch gedanklich faßbaren Wurzeln solcher affektiver Einstellungen tief in das Unbewußte hinein. Obwohl das Resultat der bisher publizierten Versuche Benussis etwas dürftig ist, obwohl Hypnose und Suggestion eine gefährliche Einmischung in das Experiment bedeuten können, kann es die Psychoanalyse nur begrüßen, wenn Benussi seine große Experimentierkunst in den Dienst der Aufhellung der schwierigen Probleme der Psychoanalyse stellt.

Gerö (Wien)

Pickworth-Farrow, E.: Some notes on Behaviorism.
American Journal of Psychology, XXXVIII, Ss. 660ff.

Farrow gibt eine sehr scharfe Kritik des Behaviorismus, der eine Psychologie ohne Psyche machen will. Nach Erledigung der Frage, ob alles Denken sich nur in Worten vollziehe, die nach Farrow's Meinung durch analytische Erfahrung eindeutig verneinend beantwortet ist, polemisiert Farrow besonders gegen die solipsistischen Anschauungen von Watson. Aus der Tatsache, daß man das Bewußtsein einer anderen Person nie direkt beobachten kann, folgt nicht, daß fremdes Bewußtsein nicht existiere. Die Untersuchung des fremden Bewußtseins ist zwar nicht Gegenstand des Behaviorismus; will aber der „exakte“ Behaviorist das fremde Bewußtsein überhaupt leugnen, so ist das so, wie wenn ein exakt beobachtender Biologe die unsichtbaren

Elektronen leugnete. — Dieses Leugnen ist so merkwürdig, daß Farrow es für pathologisch hält und nur bedauert, so wenig zur Pathologie des Behaviorismus mitteilen zu können. Der Behaviorismus ist ein narzißtisches Phänomen. Wollte man mehr darüber wissen, so müßte man wohl erst eine Reihe von Behavioristen einer Psychoanalyse unterziehen, was Farrow auch wegen der zu erwartenden Änderungen in der Denkweise der Analysanden im Interesse der psychologischen Wissenschaft gelegen zu sein scheint.

Fenichel (Berlin)

Falke, Konrad: Machtwille und Menschenwürde. Briefwechsel mit einer Schweizerin über das Problem der Geschlechtsliebe. Orell-Füßli-Verlag, Zürich 1927, 560 Seiten.

In diesen Briefen nimmt der Autor Stellung gegen die Heuchelei und Verderbtheit der herrschenden Sexualmoral, deren Abhängigkeit von unserer heutigen bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsordnung er sehr wohl durchschaut. Von allen Seiten wird dieses Geschlechtsleben beleuchtet, das Früchte zeitigt wie etwa die sexualablehnende Haltung des jungen Mädchens, das zwar ihre „Reinheit“ für die Ehe bewahrt, aber unfähig wird für ihre Durchführung, oder die lüstern verurteilende Einstellung zur Prostitution, oder die Geilheit, Blasiertheit und Impotenz des jungen Mannes.

Den Weg zur Befreiung der Geschlechtlichkeit von den ihr jetzt anhaftenden Übeln sieht Falke im freien, zeugungslosen Geschlechtsverkehr der Jugend, der gewissermaßen als Probe der späteren monogamen Ehe vorangehen soll; denn daß diese die höchste, die letzte Form der Beziehungen zwischen Mann und Weib ist, steht für den Autor fest. Eine freie Geschlechtlichkeit, meint der Autor, wäre die Vorbedingung für eine freie, gerade, kameradschaftliche Menschheit, die es nicht mehr nötig hätte, sich etwa in imperialistischen Kriegen auszutoben. Leider übersieht der Autor hier die wirtschaftliche Bedingtheit der Schwierigkeiten und die Tatsache, daß nur eine radikale Änderung der Gesellschaftsordnung die geeignete Grundlage für die Änderung des Geschlechtslebens sein könnte. Das Buch ist getragen von einer tief idealistischen Weltanschauung, die leider in der Geschlechtlichkeit nur einen Weg und keinen Selbstzweck sieht. Wenn wir auch in einigen wichtigen Punkten anderer Ansicht sind als der Autor, muß dieses mutige und aufrichtige Bekenntnis jedenfalls Billigung und Anerkennung finden.

Reich (Wien)

Flach, Auguste (Wien): Über symbolische Schemata im produktiven Denkprozeß. (Erschienen im Band 52 des Archivs für die ges. Psychologie, Leipzig.)

Die Verfasserin verfügt über umfassendes Wissen auf allen Gebieten der Psychologie und stellt eine psychologische Entdeckung, die sie dem Titel ihres Aufsatzes gleich benennt, kritisch in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Manchen Menschen erscheinen zwangsläufig Figuren, wenn sie über irgend etwas nachdenken. Diese Figuren sind auf dem Wege des Gedankens vom „unklaren Sphärenbewußtsein“ bis zur endlichen Schärfe als Zwischenstufe eingeschaltet. Verfasserin als Anhängerin der Denkpsychologie sondert diese Schemen vom Gefühlsleben und sieht in ihnen einen „über das sinnliche

das Wesen der psychoanalytischen Heilerfolge. Heilerfolge entstehen — (unser *ceterum censeo*) — nur durch eine affektive, nicht durch rein intellektuelle Verarbeitung der psychoanalytischen Erkenntnisse. Das eigentliche Vehikel der seelisch-ökonomischen Umgruppierung ist und bleibt damit die Analyse der Übertragung, die erst die Vorbedingung für die Übernahme der Erkenntnisse in die eigene Regie schafft.

Für den Psychotherapeuten kommt darum der Rorschachsche Versuch trotz seiner unbedingt großen Leistungsfähigkeit auf anderem, z. B. auf forensischem Gebiet, nicht in Betracht.

Bally (Berlin)

Häberlin, Paul, Prof.: Über die Ehe. Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich, 1928.

Der Autor geht von einer recht originellen Idee aus: Er stellt zunächst fest, daß ja das eigentliche Ehemotiv die Geschlechtsliebe sei; „ist ohne sie eine Ehe im vollen Sinne nicht möglich, so bildet sie andererseits in der Ehe das gefährliche und ‚unberechenbare‘ Element, und Ihre Anwesenheit macht geradezu die Ehegemeinschaft zu einer andauernd problematischen Angelegenheit“ (S. 6). „Das charakteristische Ehemotiv ist also in sich gegensätzlich, widerspruchsvoll“ (S. 18). Das zentrale Eheproblem bestehe darin, „daß die Geschlechtsliebe der charakteristische Beweggrund zur Ehe ist, daß sie aber nicht Traggrund einer als Lebensgemeinschaft aufgefaßten Ehe sein kann, ja im Gegenteil eine solche Gemeinschaft ständig zu stören geeignet ist... Man muß darum wohl von einer inneren Tragik der Ehe sprechen“. Im Gegensatz zu den Autoren, die für die Erotisierung der Ehe eintreten, meint der Autor, daß „die Ehe selber, sofern sie auf der geschlechtsbestimmten Liebe sich aufbaut, eine in sich problematische, d. h. zweideutige Sache ist“ (S. 18). Von der Ehedefinition Kants ausgehend, daß die Ehe eine Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zu lebenswierigem, wechselseitigem Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften sei, kommt der Autor zum richtigen Schluß, daß die Ehe, wenn sie nichts anderes sein kann, als eine in sich korrupte Institution zu bezeichnen wäre. „Der Vertrag bedeutete doch eine Art gegenseitigen Verkaufs eines Stückes persönlichsten Lebens“ (S. 7). Soweit können wir dem Autor folgen und warten gespannt auf den Schluß, den er aus diesen Feststellungen zieht. Lösung der Ehe, die ihren Sinn verloren hat? Trennung der wirtschaftlichen und der geschlechtlichen Interessen? Nein: „Die Ehe als Lebensgemeinschaft ist zu verwirklichen trotz der Geschlechtsliebe, die mit ihr verbunden ist. Schon die klare Erkenntnis (das ist keine Erkenntnis, sondern eine Forderung. D. Ref.) dieser Aufgabe ist ein großer Gewinn. Sie befreit uns von der gefährlichen Illusion, als könne die eheliche Lebensgemeinschaft durch die Geschlechtsliebe verwirklicht werden, als sei somit die Liebe, wenn sie nur groß genug ist, die Garantie einer rechten und darum glücklichen Ehe“ (S. 47). Eine solche Erkenntnis wäre wirklich fruchtbar, aber der Autor landet — in der Ethik. „So läßt sich das Eheproblem nur lösen, durch den sieghaften Gemeinschaftswillen. (Was ist das? Ref.) Sieghaft ist er aber nur, wenn er stärker ist, als die an das Ich gebundenen, selbstsüchtigen Sonderinteressen. So wird das Eheproblem zu einem inneren Problem jedes Ehegatten für sich (*sic!*)“ (S. 48).

Es gibt Idealisten, welche meinen, die Wissenschaft sei eine voraussetzungslose Arbeit an Gegebenheiten, die unbekümmert um Meinungen und Ängste, rücksichtslos Wahrheiten aufdeckt. Statt dessen sieht man, daß insbesondere dort, wo es sich um Fragen des sexuellen Seins handelt, ethische Predigten mit der dazugehörigen Verlogenheit an der Arbeit sind, die sexuelle Not ins Maßlose zu steigern. Es kann wohl kein ethischeres Ziel geben, als diese Art „Wissenschaft“, und je berühmter der Name des Forschers, desto unerbittlicher, zu bekämpfen, ohne Rücksicht auf die übliche Konvention und das schädliche *laissez faire*. Wohlerzogene Rücksichtnahme wird angesichts von Sätzen wie die folgenden zum Verbrechen an der Wissenschaft und an den Menschen; „wie die rechte Ehe, so ruht die rechte Familie und die rechte Erziehung auf dem Guten, dessen Fundament und Nährgrund der rechte Glaube ist“ (S. 90). „Darnach ist die Ehe ein Gut, dessen Wert unabhängig ist, von der individuellen Bedürfnisbefriedigung. Sie ist eine sittliche Aufgabe, deren Erfüllung den Sieg des Guten über die bloßen Bedürfnisse darstellen soll. Sie ist eine von den Möglichkeiten, sich über die ungebärdige Subjektivität zu erheben, zur Gemeinschaftseinstellung; sie ist geradezu die Keimzelle wahren Gemeinschaftslebens“ (S. 139). „Moralisch gesprochen gibt es daher nur sehr wenige Scheidungsgründe. Eigentlich nur einen einzigen: eine bestehende Ehe soll dann aufgelöst werden, wenn sie keinen Sinn hat. Dies ist dann der Fall, wenn das, was den Sinn der Ehe ausmacht, nämlich der Kampf um die Idee der Gemeinschaft zwischen Vertretern der beiden Geschlechter — wenn dieser Kampf nicht oder nicht mehr möglich ist. Wohlverstanden: „nicht möglich“ — nicht etwa schon dort, wo er schwierig ist oder wo er momentan mehr Niederlagen als Siege bringt“ (S. 140). Also wohlverstanden: die Ehe soll nur dann gelöst werden, wenn beide Ehegatten seelisch ausgeblutet sind, hingerichtet durch das „Gute“, unglücklich geworden für ihr ganzes Leben!

Reich (Wien)

Van de Velde, Dr. Th.: Die vollkommene Ehe. Benno Konegen Verlag, Leipzig und Stuttgart.

Wir können es als Analytiker gewiß nur begrüßen, wenn auch von anderer Seite her die Stimmen sich mehren, die — entgegen der bisher üblichen Verschleierungstaktik — dem sexuellen Faktor den ihm gebührenden Platz einräumen wollen. Und so können wir uns mit dem Ziel, das Van de Velde sich in seinem Buch „Die vollkommene Ehe“ stellt, eine harmonische und beglückende Sexualgemeinschaft zur Basis der Ehe zu machen, einverstanden erklären.

Nur über die Wege, die zu diesem Ziel führen — vielleicht auch über die Möglichkeit seiner Verwirklichung — sind wir anderer Meinung. Unsere Erfahrungen haben uns gezeigt, daß Menschen den Weg zum Beglücken und Beglücktsein allein finden, wenn dem innerlich keine Angst oder Hemmungen entgegenstehen. Auf die Ehe angewendet: daß Ehepartner schon den Weg zu einer guten körperlich-seelischen Gemeinschaft finden, wenn keine Konflikte trennend zwischen ihnen stehen.

Es ist dennoch möglich, daß das Buch für manchen eine — wenn auch nur vorübergehende — Befreiung bedeuten kann: auf dem Weg nämlich,

daß es von dem Druck des Schuldgefühls, das am Beglücktsein durch das sexuelle Erleben hindert, entlasten könnte, insofern es die gegenseitige Beglückung als Notwendigkeit und Aufgabe hinstellt. Aber in der Regel wird eine solche Entlastung ebensowenig helfen wie etwa ein ärztlicher Rat zum Sexualverkehr oder wie die Versicherung, daß die Onanie keine bösen Folgen nach sich ziehe. Denn alle Erklärungen und Ratschläge dieser Art richten sich ja nur ans Bewußte und erreichen daher überhaupt nicht die tieferen Quellen, aus denen heraus die Hemmungen entspringen, die eine innere Freiheit gegenüber dem Sexuellen unmöglich machen.

Horney (Berlin)

Van de Velde, Dr. Th.: Die Abneigung in der Ehe. Eine Studie über ihre Entstehung und Bekämpfung, 275 S. – Die Erotik in der Ehe, 93 S. (Beide im Verlag Benno Konegen, Leipzig und Stuttgart, 1928.)

In der Literatur über das Eheproblem, die in den letzten Jahren infolge der Ehekrise immer breiteren Raum gewinnt, nehmen die Bücher von Van de Velde zweifellos eine hervorragende Stellung ein. Nachdem der Autor in seinem bekannten Buche über „Die vollkommene Ehe“ für die restlose Erotisierung der Ehe eingetreten ist, in wohlthuendem Gegensatz zu jenem angeblich wissenschaftlich begründeten Muckertum, das in der Ehe ein metaphysisches Problem sehen will und durch seine asketischen Predigten unübersehbares Unheil anrichtet, behandelt der Autor im zweiten Bande seiner Trilogie über die Ehe die bekannten Gefahren, die der „vollkommenen Ehe“ entgegenstehen. Der Inhalt des an Gedanken und Anregungen reichen Werkes läßt sich in einem kurzen Referat nicht einmal auszugsweise wiedergeben. Seine eingehende Lektüre wird für jeden, dem die behandelten Fragen nahegehen, ein Gewinn sein.

Man empfindet es aber als Mangel, daß dieses Werk nicht die Geschlossenheit der „vollkommenen Ehe“ aufweist, vielfach allzusehr in die Breite geht, auf Nebenthemen abschweift und oft aphoristisch wird. Vom fachlichen Standpunkte aus muß der Analytiker die geringe Berücksichtigung der in der Literatur vorhandenen psychoanalytischen Erkenntnisse und Beiträge zur Ehefrage bedauern. Das Buch kann auch schwerlich einer strengen soziologischen Kritik standhalten. Obwohl die gewichtigen ökonomischen Faktoren in ihren sekundären Wirkungen nicht übersehen werden, wird ihnen nicht jene Bedeutung beigemessen, die sie ihrem gesellschaftlichen Charakter nach haben. Es ist ja etwa richtig, daß die patriarchalische Haltung des Mannes in der Ehe eine Wurzel der Abneigung der Frau wird. Aber läßt sich mit wohlgemeinten Lehren die Tatsache aus der Welt schaffen, daß unsere Gesellschaftsordnung diese Stellung des Mannes mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln erhält und behütet? Daß sie in den elementarsten Fragen der Fortpflanzung und der Sexualhygiene immer das Verkehrte vertritt? Oder glaubt man ernsthaft, daß der Rat, die Nächstenliebe gegen die abstoßenden Kräfte in der Ehe zu betätigen, dem ehelichen Elend abhelfen kann, solange die Wohnungsfrage nicht gelöst ist?

Van de Velde tritt für die Dauermonogamie ein. Sein Buch über die

vollkommene Ehe versucht ja die Wege zur „Hochehe“ aufzuzeigen. Er geht also bei seinen Untersuchungen von einem wertenden und nicht von einem rein beobachtenden und voraussetzungslosen Standpunkt aus. Er ist auch bemüht, mit der religiösen Moral nicht in Konflikt zu geraten. Das fällt ihm nicht schwer, weil die Kirche in ihrer Anpassungsfähigkeit die Verdammung der Fleischeslust für die Ehe aufzugeben beginnt. „Die eheliche Erotik hat also neben der religiösen Auffassung des Pflichtgefühls in der Ehe Platz“ (Die Erotik in der Ehe, S. 36), sagt V. d. V., nachdem er einen Pfarrer zitiert, der das Buch „Die vollkommene Ehe“ als nicht im Widerspruche mit der Kirche stehend fand. Ein solches Kompromiß ist aus rein sachlichen Gründen bedenklich, denn die kirchliche Moral kann, nachdem sie die Sexualität ihrer Ideologie gemäß zunächst auszurotten versuchte, nunmehr, da sie das Vergebliche ihres Beginns empfinden mußte, zur Sexualität nur noch die gleiche Stellung gewinnen wie die zu einem notwendigen Übel. Eine solche Stellungnahme ist aber von vornherein unvereinbar mit der Erotisierung eines sexuellen Verhältnisses im Sinne des Autors, die ein durchaus sexualbejahendes Ichideal voraussetzt.

Van de Velde übersieht auch völlig die von der PsA. aufgedeckte Tatsache, daß die Sexualverdrängung, gesellschaftlich bedingt, an der Wurzel der sexuellen Not steht und keine intellektuelle Stellungnahme die Sexualwiderstände in dem Maße aufzulockern imstande ist, daß die sexuelle Ökonomie, auf die es ja letzten Endes ankommt, hergestellt wird. Im Einzelfalle kann da bis zu einem gewissen Grade nur die psychoanalytische Behandlung der Sexualhemmung helfen, und im sozialen Maßstabe kommt es doch gerade auf die Änderung der gesellschaftlichen Ideologien an.

V. d. V. gerät mit sich selbst in Widerspruch, da er auf der einen Seite von einer „schicksalhaft bedingten ehelichen Abneigung“ spricht und auf der anderen Seite meint, daß man durch diese Abneigung nicht dazu kommen dürfe, die Ehe zu verwerfen. Gewagt ist die Behauptung, daß nur die Ehe eine kombinierte Befriedigung von Gemeinschaftsdrang und Geschlechtstrieb ermögliche. Man kann nicht behaupten, daß der Autor in seiner Rolle als Anwalt der Ehe für diese Institution mehr vorzubringen vermag, als gutgemeinte Ratschläge, wie es sein sollte; man gewinnt nicht die Überzeugung, daß seine Ideen auf realem Boden verwirklicht werden könnten.

Van de Veldes Bestrebungen, die eheliche Erotik, die zur „Hochehe“ führt, gegen die eheliche Abneigung auszuspielen, sein Rat, die sexuelle Spannung in der Ehe zu erhalten, sind an sich richtig. Sie gehen aber von der Voraussetzung aus, daß die Ehe ein rein erotisches und psychologisches Problem bilde, übersehen alle gesellschaftlichen, ökonomischen und ideologischen Faktoren, die vor und während der Ehe die Menschen eheunfähig machen, wie etwa die übliche Sexualverbildung in der Kindheit und in der Pubertät. Obwohl der Autor vom „natürlichen Verblühen der Liebe als Ursache ehelicher Abneigung“ spricht, sieht er doch in der lebenslänglichen Dauermonogamie das ideale Ziel. Hier macht der zur Unbefangenheit verpflichtete Forscher der kirchlichen und bürgerlichen Moral allzuvielen Konzessionen, die ihn wieder zwingen, weit mehr die Bedingungen idealer, d. h. nie erreichbarer Zustände zu schildern als die realen und akuten Schwierigkeiten ins Auge zu fassen. Es scheint uns bedenklich, diese Schwierigkeiten unter dem

Begriffe „sexueller Antagonismus der Geschlechter“ abzuhandeln und nicht zu untersuchen, unter welchen sozialen und psychologischen Bedingungen dieser Antagonismus aufkommen konnte. Denn daß er naturgemäß gegeben sei, wird sich kaum aufrechterhalten lassen. „So ist denn der sexuelle Antagonismus, sowohl in seiner primitiven Form, als gegenseitige Abstoßung instinktiv-fühlender Wesen (?), wie als Ausdruck der radikal entgegengesetzten psychischen Einstellung von Mann und Frau, der Urgrund der unaufhörlichen Schwierigkeiten, die das Zusammenleben der Geschlechter in der menschlichen Gesellschaft, insbesondere das Zusammenleben von Mann und Frau in der Ehe, mit sich bringt.“ (Die Erotik in der Ehe, S. 50 f.)

Als Therapie der Ehenot schlägt der Autor eine „eklektische Psychotherapie“ vor, ein Gemisch aus Persuasion, Selbstpersuasion und der Lehre des „Als-Ob“ als Lebenslehre . . . Die Unsicherheit des Arztes gegenüber dem Problem „Ehe“ ist nicht zu verkennen. „Einbildung, Autosuggestion und Suggestion, Tun-als-ob . . ., das sind die Ursachen vieler Übel und gleichzeitig die souveränen Mittel gegen viele Übel — nicht zuletzt gegen die eheliche Abneigung! . . . Die Fiktion kann die Wahrheit ersetzen — und zur Wahrheit werdend, sich selbst überflüssig machen.“ (Die Abneigung in der Ehe, S. 270.) Das ist der Weisheit letzter Schluß!

Reich (Wien)

Aus der psychiatrisch-neurologischen Literatur

Binswanger, L.: Psychotherapie als Beruf. Der Nervenarzt, I. Jg., H. 3—4.

Der Mensch ist in doppeltem Sinne eine Einheit: als Inbegriff hierarchisch übereinandergeordneter psychophysischer Funktionen und als geistiges Wesen, als Individuum. Die Idee der Psychotherapie heißt den ganzen Menschen zu untersuchen und dem ganzen Menschen zu helfen. Im ärztlichen Handeln wird diese Idee dadurch realisiert, daß die Untersuchung des kranken Menschen etappenweise, durch Anwendung verschiedener Methoden, physikalischer, psychophysiologischer und schließlich lebensgeschichtlicher, vor sich geht. Kern und Grundlage der Psychotherapie ist die systematische Vertiefung in die innere Lebensgeschichte des kranken Menschen, ihre theoretische Rekonstruktion und praktische Reproduktion. Die historische Methode bedeutet für den Psychotherapeuten ein immanentes Prinzip der Orientierung, vor allem auch hinsichtlich der Indikation des psychotherapeutischen Eingriffes. Von allen psychotherapeutischen Richtungen hat die Psychoanalyse die Vertiefung in die Lebensgeschichte am weitesten ausgebaut. Hier ist ihr ungeheurer Vorsprung. Die Indikation der Psychotherapie hängt von der richtigen Abschätzung der ätiologischen Faktoren ab, auf denen in einem konkreten Fall der Schwerpunkt liegt.

Die Psychoanalyse ist vor allem angebracht bei komplizierten phobischen, hysterischen und zwangsneurotischen Syndromen. Bei endogenen Depressionen kann die Psychoanalyse nur auf den lebensgeschichtlichen Anteil einer Depression wirken, was in manchen Fällen immerhin die Höhe der Depression

und das Gesamtbild deutlich zu verändern vermag. Einer Analyse der Psychosen steht der Verfasser skeptisch gegenüber. Er meint, vor einer Analyse schizophrener Prozesse sei dringend zu warnen. Bei Manie wie Melancholie ist der funktionell bedingte Teil der Störung so groß, daß die analytische Beeinflussung wenig Erfolg verspricht. Überhaupt meint Verfasser, daß er kaum ein Gebiet kenne, wo er auf die Psychoanalyse und auf die lebensgeschichtliche Erforschung seine ganze Hoffnung setzen würde und wo nicht andere körperliche und seelische Behandlungsmethoden zu irgendeinem Zeitpunkt einsetzen müßten. Aber es kann sich hier nur um Nebenmethoden handeln, während die Erforschung der Lebensgeschichte immer die Hauptmethode bleibt, ohne welche jene sinn- und wirkungslos wäre. Auch bei körperlichen Symptomen innerhalb neurotischen Rahmens darf man nicht vergessen, daß man ein und demselben Symptom von zwei Seiten aus beikommen kann: von der Lebensfunktion aus, wie von der Lebensgeschichte aus. Daher die Notwendigkeit direkter Einwirkung auf die Lebensfunktion neben der Analyse.

Zu diesem ausgezeichneten Aufsatz möchte Referent nur bemerken, daß theoretisch die Scheidung „Lebensfunktion“ und „Lebensgeschichte“ kaum aufrechtzuhalten ist und nur eine Abstraktion der Betrachtungsweise bedeutet, die allerdings aus wissenschaftlichen Gründen sich nicht immer vermeiden läßt. Man muß übergreifende Gesichtspunkte suchen, aus denen der ganze Organismus sich einheitlich erfassen läßt. Praktisch handelt es sich darum, daß die richtige Einschätzung der quantitativen Faktoren in einem konkreten Fall darüber zu entscheiden hat, von welcher Seite ein Symptom am zweckmäßigsten angegangen werden soll. Kriterien zur Entscheidung dieser Verteilung der Faktoren gibt Binswanger kaum an; er betont, daß dies prinzipiell kaum möglich ist. Nur einen Hinweis finden wir in seiner Arbeit: Er meint, daß etwa körperliche Symptome innerhalb einer psychisch nicht ganz intakten Gesamtpersönlichkeit selbst dann nicht die Indikation psychotherapeutischer Bemühungen nahelegen, wenn die äußere Lebensgeschichte schwere Traumata zeigt. Psychotherapie wäre nur dann angebracht, wenn anamnestisch nachweisbar wäre, daß die Traumata in die innere Lebensgeschichte auch pathologisch verarbeitet worden sind. Gewiß ein richtiger Gesichtspunkt. Nur läßt sich leider die „lebensgeschichtliche“ Bedingtheit der Symptome nie vor, sondern immer nur im Laufe der Analyse nachweisen. Gerö (Wien)

Gebattel, V.: Was wirkt in der Psychoanalyse therapeutisch? Der Nervenarzt, I. Jahrgang, Heft II, Berlin, 1928.

Eine sehr subjektiv gefärbte, stark metaphysisch orientierte Stellungnahme zu der Theorie der psychoanalytischen Therapie, an einen Aufsatz von Fritz Mohr, Münchner, Medizinische Wochenschrift, Nr. 41, anschließend. Man merkt, daß Verfasser die grundlegenden Faktoren psychoanalytischer Heilkunst aus ärztlicher Erfahrung gut kennt. Seine Formulierungen sind freilich etwas oberflächlich, verdecken den Mangel an psychologischer Exaktheit durch einen imposanten, aber nach näherem Hinschauen etwas leer anmutenden Überbau. Die Darstellung der Übertragung ist ganz verfehlt. Sehr feine Bemerkungen über die Gegebenheitsweise und Wiedererweckung der Vergangenheit.

Gerö (Wien)